

Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 20 (1942-1943)

Heft: 7

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



ZÜRCHER STUDENT

**Offizielles Organ der Studentenschaft der Universität Zürich
und des Verbandes der Studierenden an der
Eidg. Technischen Hochschule**

XX. Jahrgang (jährlich 10 Nummern) Heft 7 Dezember 1942

*G*reift zum Becher und laßt das Schelten!
Die Welt ist blind.
Sie fragt, was die Menschen gelten,
Nicht, was sie sind!
Uns aber laßt zechen und krönen
Mit Laubgewind
Die Stirnen, die noch dem Schönen
Ergeben sind!
Und bei den Posaunenstößen,
Die eitel Wind,
Laßt uns lachen über Größen,
Die keine sind!

Heinrich Leuthold.

Verlag von Müller, Werder & Co. AG., Wolfbachstraße 19, Zürich

Studentinnen!
Studenten!

Bei



Strehlgasse 4 und Bahnhofstraße 82

kaufen Sie stets **QUALITÄT** zu ganz vorteil-
haften Preisen

ZÜRCHER FRAUENVEREIN FÜR ALKOHOLFREIE WIRTSCHAFTEN

HOTELS UND KURHÄUSER

Hotel Seidenhof, Sihlstr. 7/9, Zürich 1,
vis-à-vis Jelmoli. — Alle Zimmer mit
fließendem Wasser und eigenem Tele-
phon. Preise von Fr. 5.— an; kein
Bedienungszuschlag.

Kurhaus Zürichberg, Zürich 7. Pen-
sionspreis, Zimmer inbegriffen, Fr. 8.—
bis Fr. 9.50.

Kurhaus Rigiblick, Zürich 6. Pensions-
preise wie Kurhaus Zürichberg.

Hauptbüro des Vereins für Auskunft
und Stellenvermittlung:

**Gotthardstraße 21
Zürich 2**

RESTAURANTS

Blauer Seidenhof, Seidengasse 7, Zürich 1
(später Hotel Seidenhof)

Karl der Große, Kirchgasse 14, beim Groß-
münster, Zürich 1

Ollivenbaum, Stadelhoferstr. 10, beim Stadel-
hoferbahnhof, Zürich 1

Löwenplatz, Seidengasse 20, Zürich 1

Volkshaus Helvetiaplatz, Zürich 4

Freya, Freyastrasse 20, Zürich 4

Sonnenblick, Langstraße 85, Zürich 4

Wasserrad, Josefstraße 102, Zürich 5

Kirchgemeindehaus Wipkingen, Zürich 10

Platzpromenade, Museumstraße 10, Zürich 1

Rütli, Zähringerstraße 43, Zürich 1

Zur Limmat, Limmatquai 82, Zürich 1

Frohsinn, Gemeindestraße 48, Zürich 7

Lindenbaum, Seefeldstraße 113, Zürich 8

Baumacker, Baumackerstraße 15, Zürich 11

Volkshaus Altstetten, Altstetterstr. 147, Zeh. 9

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER
UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER
STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

XX. Jahrgang, Heft 7 – Dezember 1942

Preis der Einzelnummer Fr. —.50

Jahresabonnement Fr. 5.—

REDAKTION: Arnold Künzli, cand. phil., Waffenplatzstr. 48, Zürich 2

VERLAG: Müller, Werder & Co. AG., Wolfbachstraße 19, Zürich

Unser freiheitlich-demokratischer Staatsgedanke und die modernen Staatsauffassungen

II.

Die Freiheitsrechte sind überhaupt die Voraussetzung dafür, daß sich die demokratischen Rechte richtig auswirken können. Auf diese Tatsache hat besonders Prof. Giacometti in seinem eben erschienenen Buche mit Überzeugung hingewiesen, wenn er schreibt:

„Ohne die Freiheitsrechte könnten sich die demokratischen Einrichtungen nicht auswirken und die Referendumsdemokratie würde zur plebiszitären Despotie oder zur Demokratie mit Akklamation.“ Insbesondere weist der Verfasser in diesem Zusammenhang auf die Presse-, die Vereins- und Versammlungsfreiheit hin, die heute in unserem Staate manchmal in etwas allzu leichtfertiger Begründung eingeschränkt werden. In diesem Sinne ist es berechtigt zu sagen, daß sich sowohl das demokratische als auch das freiheitliche Ordnungselement gegenseitig bedingen und zum Zwecke ihres dauerhaften Bestehens vom Prinzip der Gleichheit beherrscht werden. Es braucht nicht besonders darauf hingewiesen zu werden, daß selbstverständlich in den modernen Führerstaaten diese drei Ordnungsprinzipien absolut aufgehoben sind, da sie einer strengen, straffgeführten Hierarchie entgegen stehen. Sie sind ersetzt worden durch eine ganz anders geartete Dreigliederung in Staat (d. h. Beamtenstaat), staats- und volkstragende Partei als dem politischen Körper und in das unpolitische Volk.

Überblickt man das Gesagte, so ergibt es sich, daß ich als ein Vertreter der jungen Generation in Erkenntnis der Tatsachen, so weit diese mir zustehen, mich vorbehaltlos zu den drei Ordnungsprinzipien unseres bestehenden Staates bekenne. Aber kann dies der junge Schweizer, wenn er sieht, wie allenthalben um ihn herum die Formen, die er weiter in die Zukunft erhalten will, untergegangen sind? Bedeutet diese seine Haltung nicht eine Zeitwidrigkeit sondergleichen? Wir haben schon gesagt, daß diese sogenannten neuen Ideen im Auge

der Geschichte mindestens so alt sind wie die unsrigen. Ja, stünden wir mit Darwin auf dem Standpunkt der Entwicklungslehre, dann würden wir diese sogenannten neuen Ideen zweifellos schon mindestens eine Entwicklungsstufe früher vorfinden. Zudem hat der früher ausgeführte Vergleich sicherlich die geschichtliche Wahrheit bekräftigt, daß sich der Wert von politischen Ideen nicht nach ihrer Neuheit bemißt, sondern einzig nach ihrem inneren Wert, den sie für das betreffende Volk haben können.

Aber noch etwas kann uns beruhigen, als Schweizer in politischen Anschauungen heute sogenannten zeitwidrig zu sein. Wenn wir nämlich nach den Ursachen fragen, die zum Sturze der deutschen Demokratie im Jahre 1931 geführt haben, so finden wir dort Untergangsgründe, die für unseren freiheitlich-demokratischen Staat durchaus nicht vorhanden sind. Ich möchte von ihnen drei herausgreifen.

Vorerst, Deutschland war eine Massendemokratie. Was dies bedeutete, hatte Sombart schon im Jahre 1925 in seinem Werke über den proletarischen Sozialismus mit wissenschaftlicher Schärfe dargestellt. Bedenken wir, daß nach dem Weltkrieg zum erstenmal Millionen von Männern und Frauen in Deutschland ohne jede politische Erfahrung plötzlich zur aktiven Anteilnahme am politischen Geschehen aufgefordert worden sind und zwar auch die amorphen Massen der deutschen Großstädte und der Industriebezirke im Westen mit ihrer ungeheuren Konzentration von Menschenmassen. Von diesen sagte Sombart in einiger Übersteigerung: „Die Schicht, in der der Einzelne nichts war, nichts ist, nichts hat und nichts kann, die aber auf der andern Seite die vielen umfaßt.“ Womit hätte diesen Menschen plötzlich die Fähigkeit und die Freude gegeben werden können, über Staatsangelegenheiten ein selbständiges Urteil zu fassen? Wollten diese Menschen das überhaupt? Sicherlich wären sie zufrieden gewesen, wenn sie nicht schicksalsmäßig der Arbeitslosigkeit ausgeliefert gewesen wären und etwas mehr verdient hätten. Aber gerade diese beiden konkreten Dinge hatte ihnen diese Demokratie, die ihnen ein glückliches Wohlergehen prophezeiht hatte, nicht erfüllt. Warum sich wundern, wenn sich diese Masse demjenigen anschloß, der mit starker Hand Ordnung zu schaffen versprach unter Sprengung von staatlichen Formen, die sich infolge Mangels gewisser Voraussetzungen nie richtig auswirken konnten? Wie anders ist dagegen das Bild unserer kleinstaatlichen Demokratie mit ihrer Fülle und Mannigfaltigkeit des staatlichen Lebens, wo überall selbständige Kräfte des Volkes in einer Unzahl von Gemeinwesen gedeihen. Erinnern wir uns gerade in diesem Zusammenhang an die Landesausstellung! Infolge der Kleinheit und des vollständigen Fehlens eines sogenannten großstädtischen Proletariates sind aber trotz dieser Mannigfaltigkeit die Verhältnisse auch durch den einzelnen Bürger übersehbar und er hat nicht so sehr mit den irrationalen, unheimlichen Kräften einer amorphen Masse zu rechnen.

Zum zweiten war Deutschland eine parlamentarische Demokratie, während die Schweiz das am weitesten vom parlamentarischen System entfernte Land ist. Die unmittelbaren Volksrechte wie Referendum und Initiative kamen in der Weimarerrepublik gar nicht zur Geltung, da sie schon durch die Verfassung viel zu klausuliert und erschwert waren. Aber auch die verfassungsmäßigen Rechte des einzelnen Bürgers, die Freiheitsrechte, standen wohl in noch etwas besseren und genaueren Worten als bei uns in der Verfassung. In Wirklichkeit kamen auch diese nicht so zur Geltung, da dem einzelnen Bürger kein persönliches Rechtsmittel gegen eine allfällige Verletzung zustand. Der Deutsche kannte keine staatsrechtliche Beschwerde in unserem Sinne. Aus beiden Gründen bildete sich in Deutschland eine Allgewalt des Parlamentes heraus, von dem nicht nur die Regierung sondern auch das Volk selbst abhängig waren. Nachdem nun aber der Reichstag in seinen letzten Jahren infolge der zu großen Unterschiede der Unzahl der Parteien handlungsunfähig geworden war, verblieb keine konstante Regierung, kein Volkswille mehr als Retter. Nur so ist es verständlich, daß sich die alten Formen selber das eigene Grab geschaufelt haben.

Auch in dieser Hinsicht haben wir in der schweizerischen Demokratie eine andere Gestaltung. Einerseits hat die Regierung bei uns ihre Unabhängigkeit gegenüber dem Parlament insoweit gewahrt, als ein allfälliges Mißtrauensvotum des Parlamentes ihre Stellung während einer Amtsperiode nicht erschüttert. Andererseits hatte sich Ende des letzten Jahrhunderts unsere Demokratie immer mehr von einer parlamentarischen zu einer reinen Demokratie entwickelt. Durch das obligatorische und fakultative Referendum und durch die Initiative hat sich das Volk selbst sein letztes und erstes Wort gegenüber dem Gesetzgeber, dem Parlament, gewahrt. Diese Besonderheiten faßte Fleiner in dem markanten Satze zusammen: „Die Schweiz ist das demokratischste Staatswesen Europas, aber gleichzeitig dasjenige, das am weitesten vom parlamentarischen System entfernt ist.“

Ein dritter Grund zum Untergang des deutschen Bundesstaates lag in der politischen Schwäche der Länder. Vor dem Weltkrieg waren die verschiedenen Dynastien die politischen Lebenszentren der einzelnen Länder. Durch die Revolution im Jahre 1918 wurden diese beseitigt. Die Länder verloren daher immer mehr an selbständiger, politischer Kraft, weshalb sich die Gewalt immer mehr im Zentralstaat konzentrierte. Demgegenüber sind in der Schweiz die föderalistischen Kräfte der einzelnen Kantone auch heute noch durchaus lebendig, ja sie machen sich sogar wieder viel stärker bemerkbar, was insbesondere eine sogenannte neue Staatsreformsinitiative beweist, die das Traumbild einer Tagsatzungsdemokratie wieder aus kühlen Gruften erheben möchte. Gerade diese Tatsache beweist, daß wir in unserem Staate nicht mit der Gefahr des Absterbens der politischen Kräfte der Kantone zu rechnen haben.

Diese drei charakteristischen Unterschiede in der Ausgestaltung der früheren deutschen Demokratie und der schweizerischen sind auch wieder ein Beweis dafür, daß die beiden Völker nicht erst heute, sondern schon seit langer Zeit von besonderen naturgegebenen Voraussetzungen in bezug auf die Gestaltung des Staates ausgehen mußten. Diese betreffen sowohl den verschiedenen Gesamtcharakter der Bevölkerung, deren wirtschaftliche und soziale Struktur als auch die verschiedene außenpolitische Lage, worauf hier nicht länger eingegangen werden kann. Die drei ausgeführten Besonderheiten aber werden genügen, um zu zeigen, daß in der deutschen Demokratie teils Funktionsvoraussetzungen fehlten, teils Zerfallerscheinungen vorhanden waren, die beide für unsere schweizerische Demokratie durchaus nicht zutreffen.

Die genannten Zerfallerscheinungen in einer fremden Demokratie weisen uns zum Schluß auf das Höchste und Letzte in unserem freiheitlich-demokratischen Staatswesen hin. Wir haben hervorgehoben, daß die politische Kraft unseres Gemeinwesens im politischen Willen des ganzen Volkes beruht. Dieser eherne Grundsatz ist unser Leitziel und unser Leitbild in der gegenwärtigen Zeit und für die Zukunft. In unser aller Hand, im Alten wie im Jungen, im Reichen wie im Armen, im Bauer wie im Arbeiter und im Protestanten wie im Katholiken, liegt es daher, daß die politische Kraft stark und widerstandsfähig ist. Der lebendige, politische Sinn jedes Bürgers für unser Staatswesen, dessen Angelegenheiten und dessen Wohlergehen ist daher die geistig-politische Kraft, die zusammenhält und Neues schafft. Er ist aber keine Naturgegebenheit. Dies haben uns die zusammengebrochenen Demokratien genügend vor Augen geführt. Der politische Sinn in einer Demokratie verlangt eben mehr als ein Mitfühlen aus Begeisterung, Enthusiasmus und unerahnten Seelenkräften. **Nein, politischer Sinn in der Demokratie verlangt nicht nur ein Mitfühlen, sondern ebenso sehr ein Mitdenken und ein Mitbeurteilen, das heißt ein Mitverantwortlichsein.** Diese beiden letzten Dinge sind aber wie schon gesagt keine Naturgegebenheit, sondern eine strenge, ernste **Aufgegebenheit**, keine blinde Naturanlage, sondern eine Kunst, die in politisch-geistigem Schaffen geübt und gepflegt werden muß. So weist die Demokratie so recht eigentlich hin auf das Letzte und Höchste, auf die Selbsterziehung und auf die Volkserziehung. Unsere Demokratie ist daher nicht nur Gegenstand der nationalen Begeisterung und Berauschung, sondern vielmehr der stillen, ernsten Einsicht und der sittlichen, ethischen Haltung jedes Einzelnen. Unsere Väter haben sich in der weiten Welt einen Ruf erworben, gute Qualitätswaren auf den Markt zu bringen. Erweisen wir uns ihrer würdig, indem wir die Bewährungsprobe auf uns nehmen, auch im Politischen Qualitätsarbeit zu leisten. Qualitätsmarken aber sind und bleiben für unseren Staat die Ordnungsprinzipien: gleiche persönliche Freiheitsrechte und gleiche politische Rechte. Steigen wir nun von dieser mehr idealen Betrachtung

Die hiesigen Buchhandlungen halten sich
den Herren Studierenden der Zürcher Hoch-
schulen zur Deckung ihres Bedarfs an

Büchern

angelegentlichst empfohlen.

Der Buchhändlerverein Zürich

Bei kleinem Einkommen

kann eine große Familie heute nur noch mit Mühe
ausreichend ernährt werden. Bereits mehren sich die
Anzeichen der Unterernährung. Jeder Rappen, der
in solcher Lage für alkoholische Getränke ausge-
geben wird, vermehrt die Schwierigkeiten.

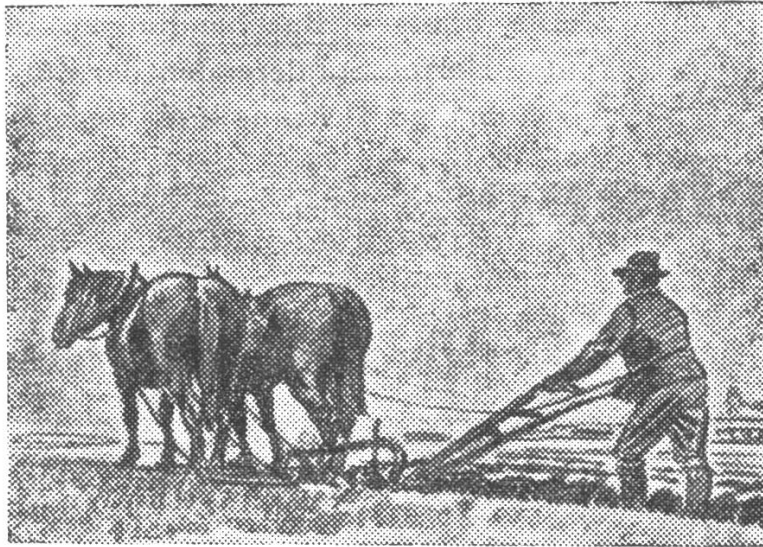
Ist es nicht eine Aufgabe für den Akademiker,
durch grundsätzliche Abstinenz dem weniger
Bevorzugten anschaulich zu machen, daß Verzicht
auf Alkoholika nur Vorteile und keinerlei Ein-
buße mit sich bringt?



Restaurant, Bar

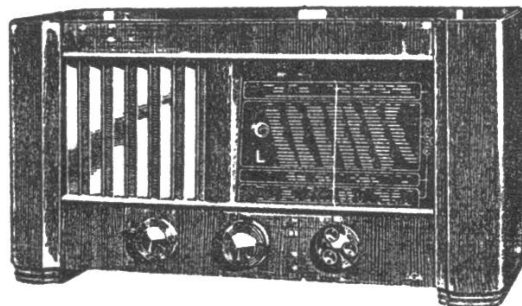
TEE- und ABEND-KONZERTE im Gartensaal

Das Haus für alle Zusammenkünfte. - Klubzimmer
für kleinere Gesellschaften. !- Säle bis zu tausend-
den von Plätzen u. Gedecken. - Bühnen - Technische
Einrichtungen für Film-Vorführungen usw. - Orgel



HEUTE WIE IM FRIEDEN

Voll Verantwortung hält der Landmann im Interesse aller seine Arbeit im Gang. Vergleichbar damit sorgt AGA dafür, daß trotz aller Ungunst der Zeiten die hohe Friedensqualität ihrer Erzeugnisse nicht beeinträchtigt wird.



Die neuen AGA-Modelle in allen Größen und Preislagen in jedem guten Fachgeschäft

AGA
RADIO
 BEDEUTET QUALITÄT

Generalvertretung für die Schweiz: TELION AG., ZÜRICH

unseres Staates, wie er sein soll, gleichsam hinab zu derjenigen, wie er heute tatsächlich ist. Besonders der junge Staatsbürger wird dann an ihm zahlreiche und erhebliche Mängel erkennen, die im Grunde genommen nicht auf die Formen unserer staatlichen Einrichtungen, sondern auf ein erlahmendes politisches Verantwortungsbewußtsein vieler Bürger zurückzuführen sind. Wenn bei Abstimmungen mehr als die Hälfte der Stimmbürger nicht zur Urne geht und sie damit eine unverzeihliche Gleichgültigkeit gegenüber den demokratischen Rechten bezeugen, so muß man erkennen, daß daran der Staat zugrunde gehen kann. Der obige Vergleich mit der früheren deutschen Demokratie weist uns mahnend auf diese Gefahr hin. Es darf daher eine geistige Auseinandersetzung zwischen unserem freiheitlich-demokratischen Staatsgedanken und den modernen, ausländischen Staatsauffassungen nie dazu führen, daß wir selbstherrlich, rühmend auf sogenannte idealen, verschwommenen Ebenen verbleiben. Nein, eine solche Gegenüberstellung sollte immer zwei Dinge bekräftigen: erstens die klare, unerbittliche Feststellung, daß zwei sich gegenseitig

Donnerstag, 7. Januar 1943:

3. Konzert der Studentenschaften beider Hochschulen

ausschließende Staatsideen sich gegenüberstehen, von denen wir uns für die eine oder andere entscheiden müssen, wobei wir gegenüber dem Ausland niemals als Wertrichter für dessen Entscheidung auftreten dürfen. Zum zweiten soll sie uns die Augen schärfen für die großen Gefahren, die unserem freiheitlich-demokratischen Staate nicht nur von außen, sondern auch von innen drohen, weil viele Bürger die oben verlangte politische Qualität infolge von Gleichgültigkeit und Schwäche nicht mehr im genügenden Maße besitzen. An uns selber gilt es daher zu arbeiten, denn wir haben erkannt, daß der demokratische Staat die höchsten politischen und ethischen Anforderungen an jeden Bürger stellt. Aber ich bin überzeugt, daß der nicht angekränkelte, junge Schweizer noch heute auf Grund seiner Liebe zu seinem Schweizervolk den Glauben besitzt, daß diese politischen Krankheitsbazillen durch die gesunden Kräfte mit der Zeit wieder überwunden werden können. Nehmen wir daher möglichst bald in diesem Geiste aktiv an der Gestaltung unseres Staates lebendigen Anteil! Wir werden dann einige veraltete Formen unseres Staatsgebäudes abubrechen haben, ohne aber die drei Grundsäulen zu beseitigen: die politischen Rechte, die Freiheitsrechte und die Rechtsgleichheit des Bürgers. Eines meiner Lieblingsworte wird sich dann auch für die Zukunft des schweizerischen Staates von morgen bewahrheiten, nämlich das, was Müller Friedberg 5 Jahre nach der Gründung des Kantons St. Gallen an den großen Rat im Jahre 1818 gesagt hatte:

„Der weiseste unserer Väter hätte sich das Entstehen eines Staates zwischen Linth und Rhein nie geträumt, noch weniger, daß ein freier Staat aufblühen würde, als freie Formen allenthalben untergingen.“
S. Frick, iur.

AKADEMISCHE WEIHNACHTSFEIER.

Wer kann, feiert Weihnachten zu Hause. Wer aber nicht kann? Es gibt Studenten und Studentinnen, die an diesen Festtagen in Zürich bleiben, aber hier weder zu Hause noch eingeladen sind. Es liegt uns aber daran, daß in unserer Zwinglistadt kein Kommilitone an Weihnachten ganz ohne ein Zeichen der Liebe und Gemeinschaft bleibe. Darum laden wir auch dieses Jahr alle jene Studierenden der Universität und der Eidgenössischen Technischen Hochschule, die ohne Anschluß sind, freundlichst zu einer akademischen Weihnachtsfeier ein und zwar ohne Unterschied des Geschlechts, der Sprache, des Glaubens, der Nation, der Rasse.

Wir beginnen Donnerstag, 24. Dezember, punkt 18.30 Uhr, mit einer *Andacht im Chor des Grossmünsters*. Hiezu möchten wir auch die übrigen, in Zürich anwesenden Studierenden, die Herren Dozenten und Assistenten und ihre Damen sowie Freunde unserer Hochschulen und Glieder der Kirche geziemend einladen. Ihre Anwesenheit an dieser öffentlichen Feier werden wir als ermutigendes Zeichen wohlwollenden Verständnisses dankbar schätzen.

Nachher versammeln wir uns (ca. 19.15 Uhr) im benachbarten „Karl dem Großen“ (Kirchgasse 14) zu einem einfachen *Nachessen*, das uns von Freunden gestiftet wird. Hiefür ist schriftliche *Anmeldung* an den Unterzeichneten bis spätestens Dienstag, 22. Dezember, 12 Uhr, unerläßlich.

Wir haben die Zeit der Feier mit Rücksicht auf die „Christmette“ angesetzt, die um 21.30 Uhr im Grossmünster stattfinden und an der viele gern teilnehmen werden.

Pfarrer Karl Fueter,
Landeskirchlicher Studentenberater.
Zürich 7, Steinwiesstr. 69. Tel. 2 34 40.

Ein Fortschritt der Wissenschaft

schuf alkalifreie Reinigungsmittel, die mehr Schaum entwickeln und viel besser reinigen wie Seife. - Damit konnte eine mineralfreie Zahncreme entwickelt werden mit mannigfachen Vorzügen. Ultradent - weil flüssig - dringt leicht in die engsten Zwischenräume und entfernt restlos schädliche Speisereste. Ultradent - weil neutral und frei von Schleifmitteln - reinigt schonend ohne den Zahnschmelz abzunützen. - Ultradent ist ungemein ausgiebig und wird von Zahnärzten warm empfohlen. - Monatsflakon Fr. -.60. Orig.-Packung Fr. 1.75

ULTRADENT - die flüssige Zahncreme

JEAN STROHL

1886—1942

Unerwartet hat uns am 7. Oktober dieses Jahres Dr. phil. Jean Strohl, Ordinarius für Zoologie und Direktor des Zoologischen Institutes der Universität Zürich im Alter von erst 56 Jahren für immer verlassen. So bricht das unbegreifliche Leben auch seine Lieblinge, die ihm in ehrfürchtiger Forschung dienen und nimmt sie mit all ihren Plänen in die große Verwandlung zurück. Jean Strohl blieb der reife Abend seines Wirkens mit der Güte einer vollen Erfüllung versagt — in ihm harnte noch ein drängender Reichtum erliebter, erlebter und erlesener Welt der persönlichen Prägung in das bleibende Werk. Wer je der Fülle seines leidenschaftlichen Wissens begegnen durfte, der erst ermißt den ganzen, kostbaren Verlust, den der Hinschied dieses ungewöhnlichen Mannes bedeutet. Was er hinterläßt, sind Bruchstücke einer Schau, die Vergangenes und Gegenwärtiges organisch mit dem Kommenden zu verbinden sucht und die tiefe Bestürzung der Trauer all seiner Freunde und wohl auch Gegner, die nun nie mehr von den heißen Wellen seines liebenden und zürnenden Herzens betroffen werden.

Johannes Strohl wurde 1886 zu Bischweiler im Elsaß geboren, studierte erst im heimatlichen Straßburg und promovierte dann *summa cum laude* bei August Weismann in Freiburg i. Br. 1910 erhielt er in Zürich unter Arnold Lang die *venia legendi* für Zoologie und sprach in seiner Antrittsvorlesung „über das Leuchten der Tiere“. Zweimal wurde auch ihm das Glück eines Forschungsaufenthaltes an der zoologischen Station in Neapel zuteil, wo er mehrere der vielen hohen Freundschaften seines Lebens schloß. Dort entstand sein Beitrag über „die Exkretion bei den Mollusken“ für das Handbuch der vergleichenden Physiologie (1912). In Zürich trat er 1915 die außerordentliche, 1924 die ordentliche Professur an; seit 1935 Bürger von Zollikon, erfolgte dann 1938 seine Wahl zum Inhaber des Lehrstuhles von Prof. Hescheler, sowie zum Direktor des Zoologischen Institutes. 1921 übernahm er die Betreuung des „Concilium Bibliographicum“, einer amerikanischen Gründung, welche sich die internationale Vermittlung der biologischen Weltliteratur zum Ziele setzte. In solchem Amte kamen nun seine reichen Anlagen zu voller Entfaltung. Mit ihnen förderte er auch, als ihr Präsident, die „Schweizerische Gesellschaft für Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften“, von der wir hoffen, daß sie den Verstorbenen und sich selber mit der Herausgabe seiner

biologie-historischen Miniaturen in der von ihr verwalteten Bücherreihe ehrt. Es finden sich darunter wahre Kleinodien einer erstaunlichen Gelehrsamkeit und Einfühlung. *Nulla linea sine corde*. Das gilt gleicherweise von der französisch geschriebenen Arbeit über Buffon, die in kristallinem Stil gehaltene Gedenkschrift für Albrecht von Haller, der soviel eigene Problematik berührende, ebenso liebevolle wie gelehrte Nachruf für den Mediziner und Ethnologen Otto Stoll oder etwa die Notiz über Jules Soury, den Verfasser der zyklopischen Geschichte der Hirnforschung. Leider bleibt ja auch sein Beitrag in der mit E. Gagliardi redigierten Zürcher Universitätsgeschichte schwer zugänglich. Dafür hat die lichte Coronaschrift „Oken und Büchner“ 1936 seinen Namen in weite Kreise getragen. Er schildert darin das Zürcher Wirken der beiden feurigen Ausländer und erinnert darin an die Bereicherung, welche die Schweiz schon immer durch die Aufnahme großer Geiststräger anderer Völker erfuhr.

Jean Strohl lebte Sinn und Sendung, Glück und Tragik seiner elsässischen Herkunft mit der weiten Leidenschaftlichkeit seines Herzens. Wie die Heimat, stand auch er zwischen zwei mächtigen Kulturräumen, beiden aufs tiefste verpflichtet, beiden ein Treuhänder — über beide hinaus aber dem Dritten und Bedrohten verschworen, einem lotharingischen Europäertum und seiner kommenden humanistischen Gestaltung. Im Geben und Nehmen williger Brückenbauer, Versöhner, Vermittler, Verbinder; im Kampf aber ein erbitterter Bewahrer aller gefährdeten Eigenart, aller individuellen Ordnung und Sinnhaftigkeit. Seine oft vehemente Abwehr der Ganzheitsbiologie galt ihren politischen Auswüchsen einer totalitären Gleichschaltung und jeder Art Gleichmacherei überhaupt. Manchmal vermochte auch dieses Herz die Fülle des Widerstrebenden in der Welt nicht mehr verstehend zu bewältigen und konnte dann der Gutmeinende selbst die Gutmeinenden verkennen. Wer aber zwischen zwei Welten hineingeboren wird, dessen Seele hat in Zwiespalt und Versöhnung mehr zu leisten als der Binnenländer der Gefahr. Ihm ist jeder Monismus des Fühlens und die kalte Scheinklarheit der absoluten Freund-Feindtheorien versagt: in immerwährend täglich-hohem Kampfe muß er versuchen, die tödlichen Gegenwelten wieder auf die gemeinsamen Wurzeln zu berufen. Jean Strohl stand in diesem Kampfe, ihm war mehr davon aufgegeben, als Mancher seines nächsten Umganges ahnen mochte. Tröstend sagt der mystische Rosenschläfer von Raron, dem er freundschaftlich verbunden war: „Wer spricht von siegen? Überstehn ist alles!“

Walter Robert Corti.

RÜCKSTÄNDIGES CHRISTENTUM

Die Studentenschaft der Universität Zürich und des Verbandes der Studierenden an der ETH. veranstalteten vor gut besetztem Auditorium einen Zyklus von vier Vorträgen über „Rückständiges Christentum“. Das einleitende Kurzreferat hielt Herr Pfarrer Fueter.

1. Das Christentum hat sich überlebt.

Herr Pfarrer Fueter ging von der Tatsache aus, daß das Christentum heute freundlicher beurteilt werde. Damit soll nicht gesagt sein, daß wir aus der äußeren Änderung auf einen inneren Gesinnungswechsel schließen dürfen, denn Not und Angst füllen die Kirchen. Bei vielen Menschen herrscht auch heute die Überzeugung, daß das Christentum rückständig, der christliche Glaube überlebt sei. Die Gegner des Christentums glauben im Wissen einen sichern Halt gefunden zu haben. Ihnen erscheint der Glaube an etwas Höheres als Illusion, Religion als Flucht in eine nicht existierende Welt. Sie weisen mit Recht darauf hin, daß die Christen nicht besser sind als sie selber. Aus diesen Erwägungen heraus widersetzen sie sich jedem Versuch, die Religion in bestimmte Formen zu gießen.

Akad. Morgenandacht jeden Mittwoch 7.40—8.00 Uhr
im Lesesaal, Künstlergasse 15

Niemand aber formuliert die Anklage gegen das Christentum schärfer als die Bibel. Dort findet der Christ eine Norm, einen absoluten Wertmaßstab, an dem er das Christentum und die christliche Kirche messen kann. Diese Norm, die er weder in der Vernunft noch in der Erfahrung findet, ist Jesus Christus. Er wurde von der Anklage nicht betroffen. Die Entscheidung über das Christentum kann nur bei ihm liegen, der die Wahrheit selber ist.

Sind Christi Lehren wirklich veraltet für eine Welt in Schweiß, Blut und Tränen, sind nicht vielmehr wir rückständig, die wir Augen haben ohne zu sehen und Ohren ohne zu hören?

Das Christentum ist gerade heute ein jeden Einsatzes wertiges Ziel, das wir erreichen wollen. Christus steht nicht hinter uns, sondern vor uns und dort sagt er: „Folgt mir.“

2. Das Christentum steht im Gegensatz zur menschlichen Natur.

Man betrachtet das Christentum als Puritanertum und meint damit seine Verkehrtheit, seine Unnatur. Die durch die christliche Moral verdrängte und unterdrückte Natur des Menschen, so folgert man, werde sich einst furchtbar rächen. Vorerst stellen sich uns zwei Fragen: Zeigt die christliche Entwicklung nur Freudlosigkeit? Kann man gerade heute allen Ernstes den Standpunkt vertreten, daß die ungezügelten Leidenschaften und Triebe eines zweiseitigen Menschen der menschlichen Gemeinschaft zum Wohle gereichen? Diese Fragen haben zwar

ihre Berechtigung, doch soll der Vollständigkeit halber die Anklage gegen das Christentum erweitert werden. Wir dürfen uns der Tatsache nicht verschließen, daß ernsthafte Religion die Verbindung mit einer andern, übersinnlichen Welt bedeutet. Der religiöse Mensch distanziert sich vom rein Sinnlichen, er neigt zur Entsagung der irdischen Genüsse und Freuden, zum Asketentum. Den Ansatz dazu finden wir bei Christus selber, der von seinen Jüngern Selbstverleugnung und Bereitschaft zum Leiden nicht etwa um des Leidens, sondern um einer höheren Berufung willen fordert. Christus stellt nirgends die Ertötung unseres natürlichen Wesens als erstrebenswertes Ziel hin, nur sollen wir ob all den irdischen Genüssen und Vergnügen den eigentlichen Sinn unseres Erdendaseins nicht vergessen. Christus verlangt Freude an der Verantwortung, Zucht und Disziplin. Diese Forderung Christi ist aus dem Neuen Testament ersichtlich: Alles ist Euer, Ihr aber seid Christi, Christus ist Gottes.

3. „Das Christentum hat den Menschen nicht besser gemacht“

Es wird dem Christentum vorgeworfen, in beinahe zwei Jahrtausenden die Menschen nicht gebessert zu haben. Es hat die Kriege nicht verhütet, wir erleben heute wieder einen schrecklichen. Diesem Vorwurf liegt der Gedanke zu Grunde, daß der Mensch in seinem Wesen gut sei, daß er sich von Stufe zu Stufe aus sich heraus vervollkommen könne. Dieses „gute“ Wesen der Menschen stellt sich dar als Grundlage und Produkt der Auffassungen der Aufklärungszeit. Ziel und Zweck jeder Religion ist es, das „Gute“ im Menschen zu fördern und höher und höher zu entwickeln. Hier hat das Christentum versagt! Ganz anders — und viel wirklichkeitsnaher — betrachtet das Christentum den Menschen. Vom Standpunkt Gottes aus erblickt es ihn als den von Gott abgefallenen, darum in der Sünde Befangenen und Gefangenen. Seine Autonomie von Gott bedeutet die Gebundenheit an die Sünde. Er kann das Gute gar nicht tun. Dies wird ihm erst wieder möglich, wenn er seinen erbärmlichen Zustand erkennt, das verdiente Gericht und die von Gott geschenkte Vergebung und Gnade annimmt. Dann erst wird der Mensch wieder fähig, wirklich gut zu handeln, den Blick nicht mehr auf sich selbst, sondern auf Gott gerichtet. Die Bindung an Gott macht ihn frei von der Sünde.

Die Bibel ist somit weit entfernt, an eine dauernde Vervollkommenung der Menschheit zu denken. Sie spricht vielmehr von den Verfolgungen und Leiden der Gerechten. Neben dem Weizen wuchert üppig das Unkraut, und der Weizen ist ständig in Gefahr, von diesem erdrückt zu werden. Der Blick der Bibel ist auf das Reich Gottes gerichtet, aber nicht wir Menschen führen es herbei durch unsere Anstrengungen. Gott selbst wird es am Ende der Tage aufrichten, zuvor aber Gericht halten und das Unkraut ausreißen und verbrennen.

Der Referent berührte ganz zuletzt noch das Problem der Moral. Er verglich unsere Moral mit einem Baum, dessen Krone noch weit- ausladend dasteht. Die Wurzel aber, der Glaube, das Verbundensein

mit Gott, ist weitgehend abgestorben, darum auch die Krone in Gefahr zusammenzubrechen.

Das Ziel muß sein, die Wurzel kräftig und lebendig zu erhalten, dann wird die Krone von selbst gedeihen. Im sittlichen Leben ist der Glaube die Wurzel, die Ethik die Krone. Das Christentum tritt daher mit seinen gewiß hohen ethischen Forderungen erst an den glaubenden, an den erlösten Menschen heran, an denjenigen, welcher zu Gott das richtige Verhältnis hat, der jetzt gerade darum befähigt ist, die Welt richtig zu erkennen und darin ethisch richtig zu handeln.

Die Diskussion wurde von Herrn Prof. Zimmerli geleitet. Einleitend wies er darauf hin, daß auch der Gläubige ein Mensch bleibe, nicht nur gegen das Böse, das von außen kommt, zu kämpfen habe, sondern immer auch gegen die eigene Selbstsucht. Er lebt daher nicht in einer gerade beneidenswerten Situation, welche aber Gott so gefällig ist.

4. Das Christentum hat kein Zukunftsprogramm.

Zum Ausgangspunkt seiner sehr interessanten Ausführungen wählt Herr Pfarrer Fueter das Sprichwort: Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft. Das Sprichwort hätte entschieden einen tieferen Sinn, wenn wir sagen würden: Wer die Zukunft hat, der hat die Jugend. Herr Pfarrer Fueter erwähnt dann kurz die Programme des Liberalismus, des Sozialismus, des Kommunismus, des Faschismus und stellt fest, daß alle diese Programme scheitern müssen, weil sie nicht den Menschen in seiner triebhaften Gebundenheit, sondern das Idealbild eines vollkommenen Menschen zur Grundlage haben. Das Christentum betrachtet den Menschen vom Standpunkt Gottes aus. Der Mensch ist nicht fähig, zu schaffen was in den Programmen der Völker steht, denn selbst ein so hervorragender Vertreter des Christentums wie der Apostel Paulus rief schmerz erfüllt aus: „Das Wollen habe ich, nicht aber das Vollbringen.“

Es ist daher die Pflicht der christlichen Kirche, jede Bewegung zu bekämpfen, die nicht aus dem Innern des Menschen herausgewachsen ist. Im Innersten ist die Wurzel des Unheils, im Innersten muß der Heilungsprozeß beginnen. Der Mensch, der Himmel und Erde beherrscht, will seine Unfähigkeit, die Sünde zu verdrängen, nicht anerkennen.

16. JANUAR 1943

Uniball

IM GRAND HOTEL DOLDER

Stud. einzel 4.40 - Gäste einzel 7.70 - Stud. Paar 7.70 - Gäste Paar 16.50
Vorverkauf: Sekretariat, Zentralstelle, Studheim, Jecklin, Kuoni

Hat nun das Christentum, indem es die Zukunftsprogramme der Menschen ablehnt, deshalb kein Zukunftsprogramm? Das christliche Zukunftsprogramm hat Christus in einem Befehl an die Apostel ausgesprochen: Gehet hin und lehret alle Völker. Noch nie ist ein so gewaltiges Programm in so schwache Hände gelegt worden, noch nie hat sich ein Grundgedanke durch so viele Generationen hindurch in seiner Reinheit erhalten. Immer, wenn die christliche Mission in Gefahr war, wurden der Menschheit von oben neue Kämpfer geschenkt. Das ganze christliche Zukunftsprogramm ist im „Unser Vater“ niedergelegt: Gott und die Aufrichtung seiner Herrschaft. Herr Pfarrer Fueter schloß sein Referat mit der Aufforderung an alle, demütig vor Christus hinzutreten, denn du und ich, wir sind die ersten Punkte im christlichen Zukunftsprogramm.

Schlußwort von Herrn Rektor Brunner.

Herr Rektor Brunner verdankt die Bemühungen von Herrn Pfarrer Fueter im Namen der zahlreich erschienenen Teilnehmer. Er forderte diese auf, die begonnene Arbeit fortzusetzen.

Dann skizziert Rektor Brunner kurz seine Stellungnahme zum Christentum. Dieses habe ihn mit all seinen Fehlern entdeckt. Eigentlich sollte er ein Ebenbild Gottes sein, genauer betrachtet, ist er, sind wir nur Karikaturen.

Obwohl wir sündige Menschen sind, will Gott uns mit seiner Liebe umfassen, er will uns seine Ewigkeit schenken. Gott richtet und — verzeiht.

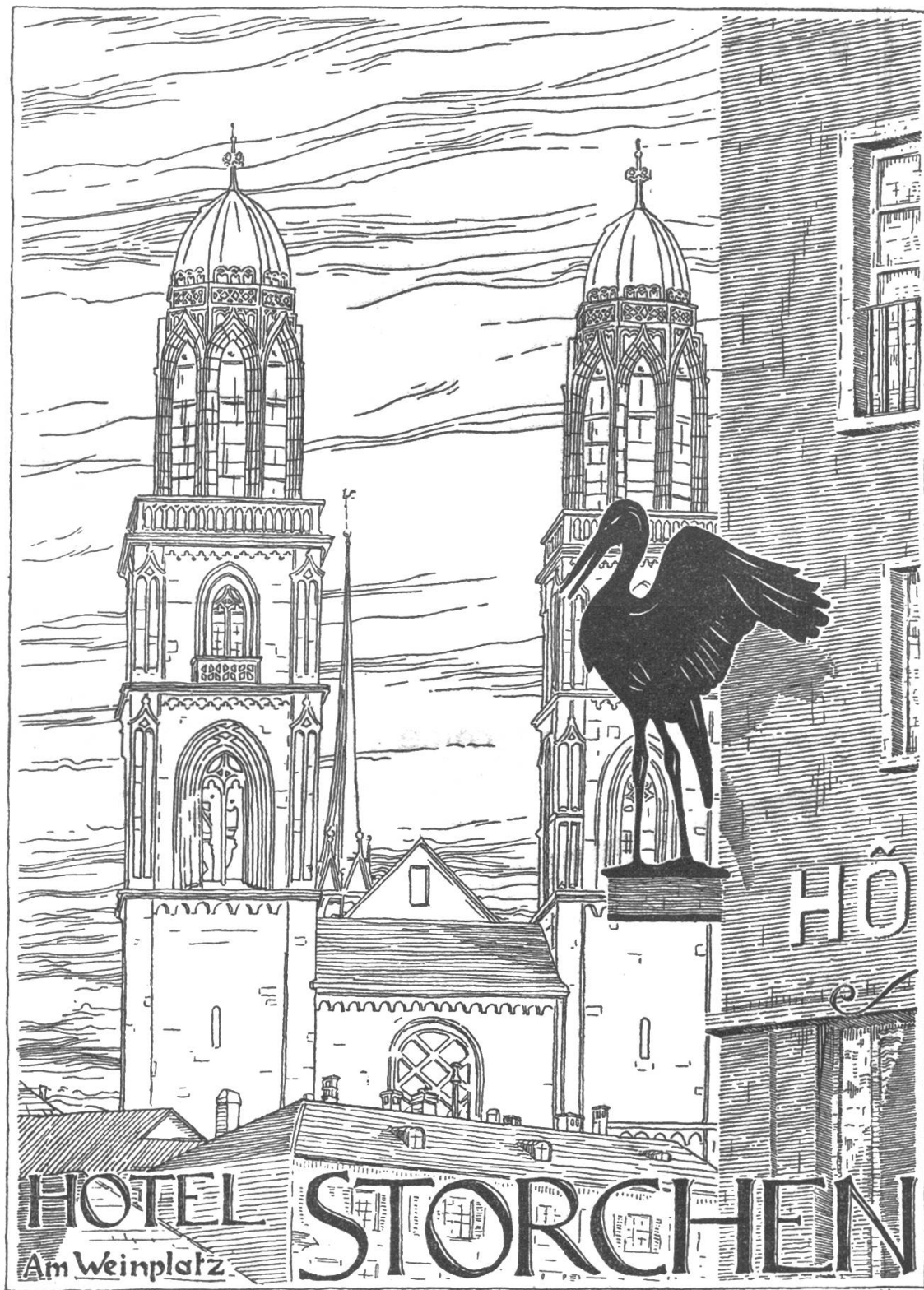
Das Christentum allein gibt dem Menschen die Freiheit, die nicht Willkür, die Autorität, die nicht Tyrannei sein kann. Bis jetzt befragten wir das Christentum, jetzt fragt uns Gott: Willst du mir folgen, oder willst du dich von mir abkehren? Hier hört jegliche Diskussion auf, die Entscheidung des Einzelnen muß beginnen. —

Damit sind vier Vorträge beendet, von denen sicher jeder Teilnehmer innerlich bereichert nach Hause ging.

(Den 1., 2. und 4. Abend rezensierte F. Brander, jur., den 3. Abend Reno Piconi, jur.)

VOM GORDISCHEN KNOTEN.

Der gordische Knoten schien unauflösbar, bis Alexander der Große zum Schwert griff und ihn durchschlug. Seitdem werden alle Knoten auf diese Weise „gelöst“, aber über Nacht scheinen sie sich wieder neu zu schürzen, denn warum sonst würde man noch immer und gerade heute wieder so laut nach einem neuen großen Alexander rufen? Fast jeder ersehnt den endgültig durchschlagenden Meisterstreich oder versucht gar selbst, ihn zu leisten, jedenfalls immer genau darüber unterrichtet, wo das Schwert zu ziehen und wie es zu fällen sei, aber wie, wenn der neue Meisterstreich darin bestünde, den Knoten — aufzuknoten? Die Alten werden natürlich wehklagen, daß das Ende aller Kultur gekommen und der neue Alexander gar kein echter Alexander sei, und werden vielleicht sogar des Nachts den aufgedröselten Knoten heimlich noch einmal zu schürzen suchen, aber — der Knoten wäre aufgelöst. Und darauf kam es doch an? hlg.



Ein echter BALLY-Skischuh aus ausgesuchtem Waterproof mit allen sichtbar und unsichtbar eingebauten „Schikanen“ versehen. Starkes Modell mit Bella-Vista-Gummisohlen mit Bergnägelpprofil.



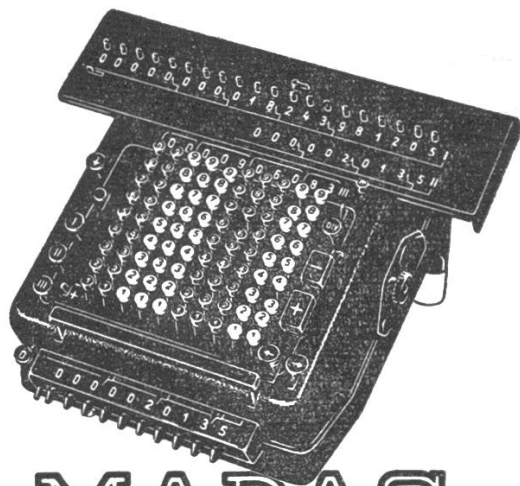
64⁵⁰
(75 P.)

BALLY's
Schuhhaus

CAPITOL
Bahnhofstr. 66
RIVOLI
Uraniastr. 10
FALKEN
Ecke Seefeld-Falkenstr.
Zürich

515

Schweizer Rechenmaschine



MADAS

Standard- und
Portable-Modelle

MADAS

Pultaddiermaschine

BARRETT
ab Fr. 285.—

Buchhaltungsmaschine

GARDNER

Spezialmodelle für Zahltag

Saldiermaschinen

Erstklassige Referenzen

Additions- & Rechenmaschinen AG., Zürich

Bahnhofplatz 9 (Viktoria)

Telephon 7 01 33 und 7 01 34

POLY-ECKE

„KRIEGS-AKADEMIKER“.

I.

Eine Äußerung des Fernheizkraftwerks der ETH zur Klage
von cand. ing. Werner Burkhardt.

In Heft 6 vom November 1942 beklagt sich Herr Werner Burkhardt über die Kürzung des laufenden Wintersemesters, die der schweizerische Schulrat zufolge des allgemeinen Brennstoffmangels verfügen mußte. Es wird die Befürchtung ausgesprochen, daß sich die dem Studierenden hieraus erwachsende Benachteiligung in seiner zukünftigen praktischen Tätigkeit sehr ungünstig auswirke, ja, daß der Ruf unserer Hochschule zufolge der geringeren Leistung der so benachteiligten „Kriegs-Akademiker“ Schaden leide. Herr Burkhardt glaubt, daß bei richtiger Geltendmachung der ETH-Interessen an kompetenter Stelle eine größere Brennstoffzuteilung für die Raumheizung unserer Hochschule erreicht werden könnte und er schlägt vor, daß sich die Industrie für die Gewährleistung des ETH-Betriebs im normalen Rahmen der Friedenszeit einsetze.

Es ist gewiß sehr bedauerlich, daß auch der Lehrbetrieb an unseren Hochschulen unter den Auswirkungen des Weltkriegs zu leiden hat und daß sich zu den aus dem Militärdienst erwachsenden Störungen auch jene gesellen, welche auf den allgemeinen Brennstoffmangel für Raumheizzwecke zurückzuführen sind. Zur Abklärung der Frage, ob die Behörden nach letzterer Richtung für die ETH zu wenig getan haben, sei folgendes angeführt:

Donnerstag, 21. Januar 1943:

Frank Martin: LE VIN HERBÉ

Dem mit den eidgenössischen Brennstoffkontingentierungs-Vorschriften nicht vertrauten Leser sei zunächst mitgeteilt, daß die Schulen unseres Landes, einschließlich der Hochschulen, im 3. Rang der Bedarfsdeckung für Raumheizzwecke stehen, zusammen mit den Kirchen, Verwaltungsgebäuden und Geschäftshäusern. Den 1. Rang nehmen die Krankenhäuser, Sanatorien und Altersheime ein. Hierauf folgen die Fabriken und Werkstätten als im 2. Rang stehend. Zum 4. Rang gehören die Theater, Gaststätten und Hotels. Den Schluß bilden die Wohnungen aller Art als zum 5. Rang gehörend. Diese Ordnung in der relativen Brennstoffmengen-Zuteilung für Raumheizzwecke war Gegenstand sehr eingehender Erörterungen der verantwortlichen Stellen des Kriegs-, Industrie- und Arbeitsamtes in Bern, wie auch die vorgängig zu lösende Frage, welcher Anteil an der stets spärlicher zufließenden Import-Kohlenmenge dem gesamten Raumheiz-Sektor zugewiesen werden soll. Unsere Behörden ließen sich hiebei von der Überlegung leiten, daß in erster Linie die Aufrechterhaltung der für die militärische und die wirtschaftliche Landesverteidigung wichtigen Betriebe zu sichern ist. Von den übrigen Brennstoffbedarfsstellen sollen jene im Vorrang der Belieferung stehen, welche geeignet sind, die drohende Arbeitslosigkeit in den Betrieben hintan zu halten. Der gleiche Gesichtspunkt ist auch für die Verteilung der elektrischen Energie auf die einzelnen Verbrauchergruppen maßgebend. Es braucht gewiß für die Leser des „Zürcher Student“ keines besonderen Hinweises, daß es zurzeit für unser wirtschaftlich schwer bedroh-

tes Land von höchster Wichtigkeit ist, die Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten der Werktätigen so lange wie nur irgend möglich aufrecht zu erhalten und daß aus diesem Grunde die Bedarfsdeckung des übrigen Wärme- und Energieverbrauchs von geringerer Bedeutung ist. Wäre Herrn Burkhardt Gelegenheit geboten worden, sich durch vertieften Einblick in die gegenwärtigen Verhältnisse unserer Wirtschaft vom furchtbaren Ernst der Lage zu überzeugen, so wären gewiß seine Forderungen verblaßt vor dem Wunsche, die akademische Jugend möge durch mutigen Verzicht auf die früheren Annehmlichkeiten des Studiums ihren Beitrag zur Überwindung der gegenwärtigen Schwierigkeiten leisten. Seine geschickte Feder hätte unter dem Titel „Kriegs-Akademiker“ (ohne Fragezeichen) die Kommilitonen aufgefordert, den Nachweis zu erbringen, daß die junge Generation vermag, auch bei verkürzten Vorlesungen und kalten Laboratorien die berühmte Fahne der schweizerischen Ingenieurkunst von den Alten zu übernehmen und über ihren Weg hoch zu tragen.

Prof. Dr. Bruno Bauer.

II.

Ohne Fragezeichen schreibe ich den Titel, denn sicher sind wir es: der Krieg zwingt uns doch zur Semesterkürzung, zum Aktivdienst, zu anderm mehr und bringt uns unter Umständen ein zerstückeltes Studium.

Streiten wir uns nicht darüber, ob das Opfer seien, ob das angemessene Opfer seien! Es ist gewiß nachteilig, weniger Vorlesungen zu hören. Dagegen ist es ein Geschenk, heute überhaupt studieren zu dürfen, gewissermaßen ausersessen zu sein, andern, die jetzt durch den Krieg sich nicht ausbilden können, die alles verlieren, später zu helfen. Und ich glaube, daß es für diese zukünftigen Aufgaben zuerst auf das ankommt, was wir leisten, nicht was wir gelernt haben. Um aber etwas zu leisten, müssen wir „wollen“, dann erst „wissen“. Jeder von uns wird immer wieder vor beruflichen Aufgaben gestellt werden, die er nicht auf den ersten Anhieb lösen kann, auch wenn er noch so viel gelernt hat. Dann darf er seiner Schule keinen Vorwurf machen. Sie kann und will ja gar kein vollständiges, endgültiges Wissen vermitteln, sondern uns nur die Grundlagen geben, auf die wir weiter aufbauen. Doch wenn wir mit festem Entschluß an die Aufgaben herantreten, so werden wir sie selber meistern; mindestens werden wir uns bewähren.

Und reden wir nicht immer von der Zukunft! Schon die Grundlagen müssen wir uns erarbeiten wollen und nicht einfach als Wissen in uns aufnehmen. Für ein solches Wollen, das unserer Arbeit erst Sinn und Richtung gibt, sind einige Wochen weniger Vorlesung eine zwar bedauerliche, doch kleine Kleinigkeit.

Werner Jaray, stud. arch.

DISSERTATIONEN

in sorgfältiger und fachgemäßer Ausführung durch

BUCHDRUCKEREI MÜLLER, WERDER & CO. AG.

ZÜRICH, Wolfbachstraße 19, Telephon 2.35.27

Der Schweizer Akademiker und das neue Europa

Wir erwarten auf diese, vom VSETH und der Studentenschaft der Universität angeregte Sondernummer eine rege Beteiligung aller Kommilitonen. Und zwar ist diese Sondernummer so gedacht, daß jeder Akademiker aus seinem ganz speziellen Arbeits- und Fachgebiet heraus sich Gedanken darüber macht, was er als Architekt, Theologe, Jurist, Ingenieur, Mediziner usw. sich von seiner Arbeit im neuen Europa verspricht und wie er durch seine Arbeit — vielleicht heute schon — am Aufbau dieses neuen Europa mithelfen will. Allgemein gehaltene Ergüsse, wie sie ja die Tagespresse täglich zu diesem Thema bringt, wandern unweigerlich in den Papierkorb. Wir möchten im Gegenteil einen ganz konkreten Beitrag zu dieser Frage liefern, deren Beantwortung durch die Wirklichkeit einmal über unser Sein oder Nichtsein entscheidend sein kann. Und wir sind überzeugt, daß sowohl der Architekt wie der Theologe, der Jurist wie der Mediziner etwas ganz Spezielles zu diesem neuen Europa zu sagen haben, von dem heute so viel und zugleich so nichtssagend die Rede ist. Es ist die Aufgabe der Schweiz, sich neben den durch die Leidenschaften des Krieges diktierten Diskussionen der fremden Propagandaministerien auf die ganz konkreten Grundlagen zu besinnen, auf denen ein neues Europa fußen muß, um nicht schon während des Baues wieder einzustürzen.

BEGEGNUNG AM MORGEN.

Erinnerungen an Annemarie Schwarzenbach.

Es wäre nicht schön, von einer Toten zu sagen, daß sie einst, da man ihr auf der Erde begegnete, Sex Appeal hatte, wenn dies nicht besondere Umstände erlaubten. Doch wieviel verstorbenen Liebchen muß man nachgetrauert haben, um den Mut und die Selbstüberwindung zu finden, so etwas von einer einst Bewunderten dennoch zu erklären?

Wenn man als junges, erstes und unwissendes Semester um's Ende des vorletzten Dezenniums vor den Auditorien der Zürcher Alma Mater die akademischen Pausen verbrachte, dann ging man oft an ihrer hohen, aristokratischen Gestalt vorbei. Und keiner der jungen Kommilitonen konnte dies geschehen lassen, ohne seine Augen ein zweites Mal nach ihr zu wenden. Die „königliche Hoheit“ oder „Judith, nachdem sie den Holophernes erschlagen“, nannten wir sie. Und

da sie uns vor allem unnahbar erschien, so waren diese Titel von Anfang an sowohl ehrfurchtsvoller Respekt als der Ausdruck spöttischer Resignation.

Aber trug sie nicht selber einen Schimmer davon in ihrem stolzen Antlitz? Was war sie denn überhaupt für ein Weib?

Sie erschien uns als ein besonderer Fremdling — uns, von denen manche auch noch nicht viel mehr als Fremdlinge waren. Doch unser-einer verbarg sich noch in der schüchternen Schale seiner Unwissenheit (und bewunderte s i e deshalb als Wissende) oder versuchte erst ein wenig von seinem fesselnden Versteck zu zerbrechen. Sie aber schien gekommen wie einer, der die Gewalt hat und sich alles unterwerfen kann. Wir hielten sie für ein Weib, das ohne heiße und verzehrende Blicke sich Regimenter von Hörigen schaffen kann und das die Verliebten, kaum daß es deren Geständnis gehört, mit kaltem Lächeln von sich werfen würde. Darum fürchteten wir sie und hielten sie für eine Feindin.

Doch wenn wir einander fragten: „Was würde sie wohl entgegenen oder tun, wenn einer von uns vor sie träte und sie nach ihrem Beginnen forschte?“, dann wollte keiner gehen und jeder erklärte: „Das kann ich nicht tun, denn sie ist eine Vestalin oder eine Priesterin der Artemis!“

War sie denn wirklich dem Wesen ähnlich, das ihr unsere Vorstellung gab? War sie so ausgewählt und hochbegnadet oder trug sie nur die Macht eines glänzenden Schauspielers in sich, mit der sie uns narrete?

Oft hielten wir dies für wahrscheinlicher, doch nur für kurze Augenblicke. Denn wenn es auch niemals selbstverständlich ist, daß Art und Veranlagung einer Frau gerade dem entsprechen, was junge unwissende Männer von ihr denken, so neigten wir doch nur selten dazu, unser „Wissen“ zu überschätzen oder einen Maßstab daraus zu machen, und hielten uns nur wieder an die Bewunderung, die sie uns notwendig auferlegte. Sie erschien uns als ein menschliches Universum, das wir wohl um seine Existenz beneideten, in dessen Genege einzubrechen wir uns jedoch geschämt hätten. War sie vielleicht ein Überweib, das jahrtausendealte Fesseln zu sprengen gekommen war?

Nur wenn sie allzu bubenhaft oder allzu herrisch und allzu plötzlich aus dem Sumpf der Hüte und Mäntel in den Wandelhallen auftauchte, dann lachten wir etwa und sagten zueinander: „Hatte sie gestern einen sehr schlechten Tag?“ Doch sie schwebte lautlos vorüber, ohne das verlangte Gegenlächeln preiszugeben — ein Schemen nur, ein Reklameaushang —, um maskenhaft wieder im Jahrmarkt der Gesichter und Leiber zu verschwinden. Dann sahen wir ihrem sauber und trotz allem zärtlich ausrasierten Nacken, diesem kecken Grinsen des immer noch arroganten „Herrenschnittes“ nach und verzweifelten ein wenig an der Wirklichkeit ihrer Erscheinung. — So empfanden wir den Sex Appeal des rätselhaften Wesens.

Das war zur Zeit, als auf dem Boden der Alma Mater die ersten Kämpfe um eine notwendige und mögliche Reform des akademischen Studiums ausgefochten wurden, als der Begriff der Universitas laut wurde und mancher die Berufung in sich spürte, ein „Eiferer im Hause des Herrn“ zu werden und den bloßen Schmarotzern und Zuhältern zu verbieten, fortan „in meines Vaters geistigem Restaurant“ — solche Redensarten gingen damals um — zu plündern. Denn als ein Hort der Uferlosen, der Entwurzelten und der Nascher bot sich die Alma Mater . . . Es gab wohl an allen Fakultäten eine Anzahl ernsthaft Studierender, doch diese Leute waren entweder unverbesserliche Arbeitstiere oder dann waren sie tatsächlich imstande, den Wissensstoff, den sie mitgebracht hatten oder verarbeiteten, jederzeit und im Augenblick am gewünschten Ort einzuschalten und damit dem gerupften akademischen Pegasus für die Zeit ihres kurzen Daseins wieder den Anschein von Flügeln zu geben . . . Doch im allgemeinen fehlte die Begeisterung, die Vorstellung klarer, gar gemeinsamer Ziele und die Liebe zu neuen, aufrüttelnden Aufgaben. — Es herrschte Ratlosigkeit, und das sah man an allen Ecken und Enden. Es mottete zwar an manchen Orten und in mancherlei Weise unter der Decke, doch eine klare „neue Front“ (wie sich damals eine solche Bewegung nannte) vermochte sich nicht zu bilden, und viele der Ungeduldigen verließen die ausgefahrenen Geleise. Sie verzichteten darauf, die Reise ins Ungewisse fortzusetzen, sie wollten Entscheidung und schlossen sich Hals über Kopf den großen Trommlern an, die mit eisernen Besen die alten Ställe zu misten und mit neuen Sonnenrädern das Heil und die freudigern Aufgaben zu bringen versprochen.

In dieser Zeit begegnete sie uns. Und wir alle — wenn ich unter „alle“ die von der angedeuteten Not Gepeinigten zusammenfasse — die wir ein Wesen suchten, in dem wir einen Abdruck und vielleicht ein Unterpfand der Angst, der Ungewißheit und der vielen Möglichkeiten verehren könnten, wir atmeten auf. Nicht eine verführerische Lorelei, nicht eine herzenfressende Penthesilea war sie mehr; sondern wir sahen, daß sie von all diesen Sorgen etwas in sich vereinigte. Sie schien an keine von allen Fakultäten besonders und ausschließlich zu gehören, für alle aber brachte sie Gaben mit und bei all dem

ZÜRICH



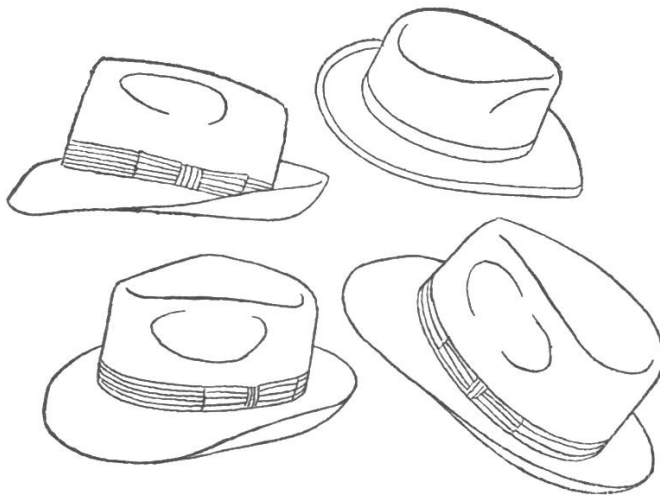
Versicherungen:
 Unfall, Haftpflicht
 Kasko, Baugarantie
 Einbruch - Diebstahl

„Zürich“ Allgemeine Unfall- und Haftpflicht-Versicherungs-Aktiengesellschaft in Zürich

SPORTHAUS

Fritsch

ZÜRICH/BAHNHOFSTRASSE 63/TELEFON 5 68 83



Schweizerhüte
schmissig und elegant,
finden Freunde
im ganzen Land.

Treffen Sie die Wahl bei

Geiger & Futter

ZÜRICH — LIMMATQUAI 138

Studierende 5% Rabatt!

Psychologische Beratung

in allen seelischen Hemmungen
und Konfliktsituationen, Examens-
ängsten, Liebeskonflikten, Berufs-
schwierigkeiten.

Dr. Angelika Legler

Ebelstr. 29, Zürich 7, Tel. 2.10.73

Alles für Musik

Holz- und Blechblas-Instrumente

Musikalien, Musiklehrmittel und
Literatur (Sortiment)

Eigener Musikverlag

namentlich Chöre aller Stimmgattungen

Schlaginstrumente

aller Art in großer Auswahl

HUG & Co., ZÜRICH

Limmatquai 26-28, Tel. 2 68 50

darüber keinen ausreichenden Bescheid wußten, tat ihnen weh. Und als dann die Zeit kam, wo man auseinander ging — das heißt, wo man sich keine akademischen Pausen mehr reichen konnten —, ohne das gemeinsame Ziel gefunden zu haben, da flüsterten sie ihr den mageren Segen ihrer erwachenden Herzen nach und gaben ihr den Dank dafür mit, daß ihr schönes, oft entrücktes Antlitz in so eindrucklicher, unvergeßlicher Weise die Sorgen „der andern“, ihrer Brüder und Schwestern gespiegelt hatte. Denn diesen waren damit manche Lichtlein aufgegangen.

Wir wußten nicht, ob sie musikalisch sei oder nicht. Aber da sie nun das Bild Dianas mit sich trug, so mußten ihr auch einige musikalische Werke gewidmet sein, die den besondern Stempel dieser Göttin trugen: sei es die Jagd oder die schwermütige Helle der Mondnacht. Und darum geschieht es uns heute noch, daß ihr geheimnisvoller Schatten bei uns weilt, wenn wir etwa Beethovens zweit-letzte oder Brahms' letzte Symphonie anhören. Hugo Mettler.

THEODOR FRÖHLICH UND GASPARO FRITZ.

Nur wenigen ist bekannt, daß die Schweiz schon im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts Musiker von europäischem Ruf ihr eigen nannte. Zu den vor allem außerhalb der Schweiz angesehensten Vertretern der damaligen Künstler-Generation gehörten Theodor Fröhlich und Gasparo Fritz.

Fröhlich, 1803 geboren, leidenschaftlich lebend und erlebend, in seinen Fähigkeiten unausgeglichen, aber genial begabt, wurde 1830 von Berlin durch die aargauische Kantonsregierung als Musikdirektor nach Aarau berufen, um 1836 freiwillig seinem Leben ein Ende zu machen. Fröhlichs Schicksal beleuchtet blitzartig eine Situation mit der Schweizer Künstler während Jahrhunderten gerungen haben. Um nicht in Enge und Unverständnis zugrunde zu gehen, mußten sie Auslandschweizer werden oder sich hier resignierend einfügen in Verhältnisse, die kleiner waren als ihr Talent. Fröhlich zerbrach an seiner Zeit; ein Geheimnis umwittert die Ursachen zu seinem Entschluß, 1830 nach der Schweiz zurückzukehren. Auf alle Fälle ahnte er das Schicksal, das ihm drohte. Schrieb er doch kurz vor seiner Übersiedelung nach Aarau in einem Brief: „Auf jeden Fall komme ich in ein Land der Samojeden und Lappen in der Musik. Man wird mich lange mißverstehen, ich werde mit Neid, Hochmut, Philisterei zu kämpfen haben.“ Tatsächlich genügten seinem enthusiastischen Betätigungsdrang weder die Entfaltungsmöglichkeiten, die das kleine Aarau seinem Talent zu bieten vermochte, noch konnte er rechtzeitig in der Schweiz ein Gleichgewicht finden an Männern, denen sein künstlerisches Ungestüm sich gebeugt hätte. Von seinen Zeitgenossen gemieden und verkannt, schied Fröhlich mit 33 Jahren freiwillig aus dem Leben. Die Tragödie seiner Ehe nahm dem jungen Künstler den letzten Glauben an eine schönere Welt. „Wo bei der allerherzlichsten, liebevollsten Zuneigung kein ebenso liebevolles und herzliches unbedingtes, ja im seligen Glauben zuvorkommendes Anerkennen, Mitleben, Fördern, Anregen, Befruchten, Reinigen, Heiligen und Beseligen der geistigen Gaben beim Weibe zu finden ist, da rennt der guteste Kerl blindlings in sein kaltes Grab“, schloß sein Abschiedsbrief.

Harmonischer waren Leben und Schicksal von Gasparo Fritz. 1716 in Genf geboren, hervorragender Geiger und anerkannter Komponist zugleich, wurde er zu einem Meister der vorklassischen Sinfonik. Seine sechs Sinfonien zeichnen sich von den Werken anderer Zeitgenossen vor allem durch die Noblesse des Ausdrucks und die belebte Stimmengestaltung aus. Das Er-

staunlichste an Fritz' Erscheinung aber ist die einzigartige Ausgeglichenheit seiner sinfonischen Werke und die Persönlichkeit seines Stils. Er, der bei den ersten Künstlern seiner Zeit studiert und mit ihnen in freundschaftlichen Beziehungen lange Jahre zusammen gelebt hatte, schuf eine von allen modischen Einflüssen unabhängige, „zeitlose“ Musik, die ihn zu einem der bedeutendsten Vertreter jener Epoche machte, die dem Dreigestirn der großen Klassiker — Haydn, Mozart, Beethoven — die Voraussetzungen und die geistige Basis für ihre eigene Entwicklung vermittelte. Doch auch Fritz bekam das Mißtrauen seiner Landsleute zu spüren. 1787 orakelte Zürichs Bürgermeister Hans Jakob Leu in seinem „Allgemeinen Helvetisch-Eidgenössischen Lexikon“ folgendes: „Er war ein großer Tonkünstler, und erlernte die Musik zu Turin bei dem berühmten Somis; sonderlich war er stark auf der Violin; aber seine Kompositionen sowohl, als seine Spielung, erweckten mehr Verwunderung als Vergnügen.“

Fritz starb im Alter von 66 Jahren.

Am 7. Januar spielt das Winterthurer Stadtorchester im 3. Konzert der Studentenschaften beider Hochschulen zwei Werke von Theodor Fröhlich und Gasparo Fritz.

(J. W. nach Angaben von Dr. Hermann Scherchen.)

STUDIENREFORM UND UNIVERSITÄTSDIEE

Die Bestrebungen auf Reform des Hochschulunterrichtes, die zu Anfang dieses Jahres an unserer Universität, teilweise recht stürmisch, wirksam geworden sind und sich im „S. S.“ schließlich zu einer gesamtstudentischen Aktion verdichtet hatten, sind, am Ausgang desselben Jahres, fast völlig zum Stillstand gekommen — merkwürdigerweise ohne daß Wesentliches erreicht oder geändert worden wäre. In einem Aufsatz des „Zürcher Student“ mit dem Titel „Mehr Härte, mehr Würde!“ (Oktoberheft) wird an der Grundtendenz der versuchten Studienreform scharfe Kritik geübt, eine Kritik, die mit der Auffassung weitester Kreise übereinstimmt und so richtig dazu angetan ist, den noch vorhandenen guten Willen zur Unterstützung von Studienreformbestrebungen sanft aber entschlossen aus dieser Welt zu schaffen. Wären die Voraussetzungen, von denen der Verfasser ausgeht, richtig, wäre es nämlich in Tat und Wahrheit die Absicht der Reformatoren, eine unzeitgemäße „Erleichterung des Studiums und der Probleme des Studenten“ herbeizuführen, an die Stelle des „auf sich selbst gestellten Lebens“ den Plan und die Lenkung von oben zu setzen, so hätte der Aufsatz den Nagel auf den Kopf getroffen und das gesagt, was unbedingt hätte gesagt werden müssen. Die Voraussetzungen sind indessen unrichtig, in einem weit verbreiteten Mißverständnis begründet, an dessen Emporkommen die Studienreforminitianten nicht ganz unschuldig sind.

Nichts war — und wäre für die Zukunft — verfehlter als das Unternehmen, die Studienreform zu einer Angelegenheit der Gesamtstudentenschaft zu machen. So wenig man eine Reform des Hochschulunterrichtes in gesamtschweizerischem Rahmen anstreben kann, weil die diesbezüglichen Verhältnisse von Universität zu Universität total verschieden sind, so wenig kann diese Reform innerhalb der Universität

über die eigentlichen Einheiten, die Fakultäten, hinweg unternommen werden. Die Fakultäten haben ihr Eigenleben und ihre Besonderheiten — was hier gültig ist, trifft dort in keiner Weise zu. Der Versuch nun, von zentraler Stelle aus einen Gesamtplan zur Reform des Hochschulunterrichtes zu entwerfen, hat begreiflicherweise zu Spannungen und Mißverständnissen geführt, denn die Neuordnungsbedürfnisse lassen sich unmöglich auf einen gemeinsamen Nenner bringen. Diese Mißverständnisse haben denn auch zu den gegenseitigen Torpedierungen von Reformbestrebungen geführt, die, richtig dosiert und an richtiger Stelle in Szene gesetzt, nur allzu berechtigt gewesen wären. Für alle Zukunft scheint mir die Einsicht, daß die tragenden Einheiten jeder Reform die Fakultäten sind, für Erfolg oder Mißerfolg ausschlaggebend zu sein.

Eine Kritik an der Studienreformbestrebung kann in diesem Zeitpunkt keine gesamtstudentische Aktion treffen, da eine solche gar nicht vorliegt, sondern lediglich die innerhalb der Fakultäten erfolgten Vorstöße und die diesen gemeinsam innewohnende Tendenz. Sowohl die Einzelpostulate wie die allgemeine Richtung der Reform können auf Wert oder Unwert aber nur im Hinblick auf die Gesamtheit der tatsächlichen Verhältnisse an den Fakultäten untersucht werden. Daß sich beispielsweise das allgemeine Bedürfnis nach Neuordnung des Hochschulunterrichtes an unserer Universität innerhalb der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät zu einer geschlossenen Aktion, die mit einer sorgfältig redigierten und umfangreichen Eingabe auf Studienreform an die Fakultät ihren Abschluß fand, entwickeln konnte, kommt wahrhaftig nicht von ungefähr. Wer in studentischer Öffentlichkeit die Studienreform ganz allgemein beargwöhnt und bedauert, der sollte sich zuerst einmal die Mühe nehmen, gewisse Tatbestände zu seiner Kenntnis zu bringen. Ich will nur einen dieser Tatbestände an dieser Stelle nennen: Die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät der Universität Zürich zählte im Jahre 1900 92 immatrikulierte Studierende, heute zählt sie 762. Was diese Zahl in sozialer Hinsicht bedeutet, soll uns hier nicht berühren. Zum Staunen aber mahnt die Tatsache, daß diese Entwicklung ins Kolossale durch eine entsprechende Vergrößerung des Lehrkörpers nicht kompensiert worden ist. Vielmehr ist der Lehrkörper zahlenmäßig in diesen 42 Jahren nicht gewachsen. Was da aus der einstigen Universitas magistrorum et scholarium, der Gemeinschaft der Wissenden und der Wissensuchenden, allmählich geworden ist, bringen diese Zahlen mit aller Deutlichkeit zum Ausdruck.

Aber wer weiß, vielleicht ist diese Entwicklung ins Kolossale gar kein Unglück. Vielleicht ist gerade sie es, die den Einzelnen zum eigenen Wagnis, zum eigenen Opfer, zu harter und würdevoller Selbständigkeit zwingt. Was will denn überhaupt die Universität? Was will sie sein und was erreichen? In einer glänzenden Schrift „Die Idee der Universität“ hat im Jahre 1923 der damalige Philosophieprofessor an der Universität Heidelberg, Karl Jaspers, den Universitätsgedanken wie folgt umrissen: „Grundsatz der Universität ist: Auf intellektuellem

Gebiet alle Werkzeuge, alle Möglichkeiten zu geben, an die Grenzen zu führen, den Lernenden aber in allen Lebensfragen, in allem Entscheidenden des Handelns auf sich selbst zu verweisen, auf seine eigene Verantwortung, die gerade durch das Erkennen erst recht geweckt und in das hellste Bewußtsein der Bedeutung gebracht wird. Da Erkennen nur in selbständiger Initiative möglich ist, ist das Ziel der Universität diese Selbständigkeit und damit für das Leben überall: Die eigene Verantwortung des Einzelnen.“ In der Folge verbreitet sich der Verfasser über die „indirekte Auslese der Geistigen“, die sich durch einen möglichst vollständigen Mangel an Plan und Ordnung, an Leitung und Vorschrift erreichen lasse, und daß es in Kauf zu nehmen sei, wenn die andern in Ratlosigkeit, wie sie es anfangen sollen, in dem überreichen Angebot an Unterricht und Möglichkeiten den Weg verlieren.

Ist es das Bestreben der Reformatoren, diese klare Idee zu verfälschen? Wollen sie an die Stelle der Freiheit den Plan, die Lenkung von oben bis ins Einzelne setzen? Wollen sie mit ihrer Forderung auf Kürzung der Vorlesungen, auf Schaffung von Arbeitsgruppen unter Mitwirkung eines Dozenten (siehe oben genannte Eingabe) die Universität zur Hochschule degradieren, wo nicht mehr das „unbezähmbare, opferbereite Drängen zum Geist“ (Jaspers) den Ausschlag gibt, sondern der Fleiß und die Treue der Pflichterfüllung im Kleinen? Wollen sie die heroische Einsamkeit mit der Banalität akademischer Gemeinschaft vertauschen?

Diese Fragen entspringen eben dem Mißverständnis, das aus der mangelnden Berücksichtigung der verschiedenartigen Verhältnisse entstanden ist. Mögen sie sich in jener Fakultät spontan stellen (weil eben das notwendige Maß an Bindung erreicht ist), so drängen sie sich andernorts überhaupt nicht auf. Doch soll hier abschließend eine grundsätzliche Stellungnahme versucht sein.

Derselbe Karl Jaspers, der wahrlich ohne weichliche Rücksichtnahme die „indirekte Auslese der Geistigen“ fordert, schließt in seine „Idee der Universität“ die Notwendigkeit der „Kommunikation“ ein. Er spricht von der „sokratischen Erziehung“, die den im Schüler vorhandenen Kräften zur Geburt verhelfen soll, gleichzeitig aber Lehrer und Schüler auf die gleiche Stufe hebt. Zwischen ihnen ist weder Anbetung noch Unterwürfigkeit, vielmehr „kämpfende Liebe im Angesicht des Geistes“. Geistige Existenz besteht zwar immer nur als persönliche, aber zugleich in Beziehung zu andern Persönlichkeiten. Wer wollte verkennen, daß die Geistigkeit ihrem Wesen nach sozial ist, nicht aus der Welt heraustreten, sondern in der Welt wirken und Wirkungen erfahren will. Es gibt aber nicht nur eine Gemeinschaftsratio, d. h. Gemeinschaft in gewinnbringender Rückwirkung auf den Einzelnen, sondern auch ein Gemeinschaftsethos, das will bedeuten Gemeinschaft als fraglose Verpflichtung.

Selbständigkeit an sich ist kein Wert, dem wir alles zu opfern bereit sind. Um das für Wissenschaft und Praxis notwendige Maß an

objektiv richtiger Ausbildung des Nachwuchses zu erreichen, muß der Bereich der Einzelinitiative begrenzt werden zu Gunsten der Anleitung von oben. Für die Heranbildung von qualifizierten Berufsleuten und Akademikern braucht es eben Anweisung, Entzündung, Vorbild und Schulung im besten Sinne. Zur indirekten Auslese muß immer mehr die direkte treten, deren Kriterium nicht allein die Selbständigkeit zur Lebensgestaltung, sondern die Fähigkeit und Berufung zum Studium eines bestimmten Wissenszweiges sein wird. Das ist nicht Erleichterung des Studiums und nicht die klare Flucht ins einfache Leben, vielmehr erhöhte Intensität und vermehrte Durchdringung.

Diese Idee aber drängt nach institutioneller Gestaltung. Diese Gestaltung, deren Ziel die Dauer ist, darf nur jene Bereiche erfassen, in denen das Einzelunternehmen naturgemäß versagen muß. Im übrigen besteht keine Gefahr, daß der Pendel der Entwicklung zu weit ausschlägt. Im Schulwesen unseres Landes revolutionieren zu wollen, ist kein leichtes Unterfangen. Doch wollen wir, wider alle Unbill, treu zu uns selber, den eingeschlagenen Weg nicht wieder verlassen. Ansonst gehörten wir zu jenen, die vor lauter Gesichtspunkten keinen Standpunkt mehr haben.

Hans Haug, jur.

BUCHERSCHAU

Albert J. Welti: Wenn Puritaner jung sind.

„Die Hauptperson der Handlung ist weder Mann noch Weib, weder gut noch böse, aber vielköpfig und mannigfaltig in einem, ohne je eins zu sein“, heißt es im Vorwort. In dieser Vielköpfigkeit und Mannigfaltigkeit liegt der Reiz, aber auch die für eine Kritik anfälligste Charakteristik der umfangreichen Darstellung des „gequälten und hoffnungsfreudigen Antlitzes einer Generation, die vom Schicksal mit der Überführung des Daseins aus einem verbrauchten in ein neues, bis zur Stunde noch unberechenbares Zeitalter betraut worden ist“.

Im Zentrum der Handlung stehen die Lebensschicksale dreier junger Männer, deren Entwicklung mit der Zeit des formelhaft erstarrten schweizerischen Puritanismus am Ende des 19. Jahrhunderts zusammenfällt und die sich unter heftigem Ringen von den Dogmen ihrer Erzieher ablösen, um ihr eigenstes Leben zu leben.

In diesem Suchen nach sich selbst, das sich zeitweise zum Dramatischen verdichtet, liegt das psychologisch Interessante des Werkes. Bender, der Sohn eines berühmten Malers, „von früher Kindheit an in ein Narrengewand gesteckt, das zum vornherein abgetragen und verbleicht war“ und auf dem besten Wege am Erbe seines Vaters zugrunde zu gehen, läutert sich im Feuer der Begeisterung für den etwas zweifelhaften „Sacred Fournace“, der die Zerstörung alter Kunstwerke zum Ziele hat. Für Benders Zurückfinden zu sich selber war aber ein Anstoß von Außen, das Eingreifen seines Freundes Brückmehl, des bürgerlichsten und puritanischsten der drei Männer, nötig. Diese Entwicklung, die ihren Anstoß nicht im Träger selber findet, der Mann, der in sein neues Leben hinein gelebt wird durch andere, verbleicht neben der interessantesten Gestalt des Buches, Scharni. Träger eines adeligen Namens und einer entsprechenden Erziehung beginnt er sein Ringen mit sich selber, um sich selber aus eigener Kraft. In wechselvollem Erleben wird ihm qualvoll bewußt, daß ihm etwas sehr Wesentliches fehlt: die wahre Liebe. Zwischen ihm und seinem Mitmenschen steht unüberbrückbar sein

Hochmut und hält ihn von der guten Tat ab. Doch stellt er diesen toten Punkt in sich nicht nur fest, sondern sucht ihn zu überwinden. Das gelingt ihm aber erst nach einem von Welti mit unerbittlicher Konsequenz durchgeführten Nacktwerden. Ein schreckliches Erleben mit einer Frau, die er einst geliebt hatte, läßt alle Illusionen über sich selbst in ihm zusammenbrechen. Innerlich zerrissen, gerät er in die obskure Villa einer Schulfreundin, die ihn aus perverser Rachelust seiner Kleider beraubt. Splitternackt irrt Scharni durch die Gänge und erblickt kaleidoskopartig durch die Rotationsöffnung eines Ventilators eine Nachkriegsgesellschaft in ihrem ganzen Verfall. Innerlich und äußerlich frierend und nackt flieht er aus dem Haus des Bösen und irrt durch die nachtschwarzen Straßen der Stadt. Erst aus dem völligen Verlust alles dessen, das sein früheres Dasein bestimmt, aus dem völligen Zusammenbruch kann er seinem wirklichen Leben erwachsen, einem Leben der Güte und der Liebe.

Im ganzen Buch spüren wir Weltis Veranlagung zum Dramatiker („De Steibruch“ hatte auf der Bühne und am Radio viel Erfolg und wurde nun verfilmt). Kühn gesehene Szenen, vor denen sich ein unsichtbarer Vorhang öffnet und schließt, geben der Handlung Spannung und verhüten jede Monotonie. Dazu kommt die eigentliche Berufung Weltis zum Maler. (Die Werke des in Genf Lebenden waren vor einigen Monaten in der Galerie Neupert zu einer Ausstellung zusammengefaßt.) Jede Seite des Buches verrät das beobachtende Malerauge, überrascht uns durch die Sicherheit der Zeichnung und die Vielfalt der Farben und sinnlichen Wahrnehmungen. Er erfaßt mit sehenden Augen die Seele des Menschen und deckt sie mit einigen mutigen Pinselstrichen auf. Überall drängt sich das Bildhafte vor. Menschen und Landschaften werden zu Gemälden, ohne daß die Beschreibung an der Oberfläche erstarren würde. Wichtig ist die Farbe: ins Halbdunkel eines puritanischen Salons tritt ein neuer Gast. Was nimmt er wahr? Ein weißer Stehkragen — ein perlmutterfarbiges Doppelkinn, darüber ein pfefferblonder Schnurrbart. Neben dieser Fleischlichkeit ein gelbliches Profil — eine Brille blitzt auf, denn ein Spiegel gibt verdünntes Fensterlicht zurück.

Weltis Buch ist nicht sehr leicht zu lesen. Es ist mehr als nur ein Unterhaltungsroman. Und es hat noch die typischen Merkmale des Erstlings. Es ist überreich an Erlebtem und Geschautem. Das verlangt ein liebevolles Mitgehen des Lesers auch auf scheinbar abwegigen Bahnen. Aber dieses Mitgehen lohnt sich immer, denn das ganze Buch ist mit innerer Konsequenz durchkomponiert. Im schillernden Reichtum der Erzählung ist doch immer wieder das Wesentliche herausgehoben. Wir können uns freuen über dieses erste Buch dieses grundschweizerischen Epikers.

Gertrud Pfister.

Dr. A. Usteri: Die Hölzer des Kreuzes und ihre Beziehung zur Flora der Mittelmeerländer und benachbarter Gebiete. Rudolf Geering, Verlag in Basel, 1942.

Wie ein Gedicht liest sich dies Büchlein und wir staunen nur, was menschliche Phantasie noch heute um die Christusgestalt zusammenzudichten fähig ist: aus vier Hölzern soll das Kreuz Christi gezimmert gewesen sein, aus Zeder, Palme, Zypresse und Olive. „Je zwei der Kreuzesarme schließen sich zu einer Dreiheit zusammen, in der an die Stelle des dritten Holzes der Erlöser selbst tritt“. Und: „Mit den erwähnten Hölzern sind alle Pflanzen der Erde, bald innig, bald locker, verbunden und damit teilhaftig des größten Ereignisses in der Evolution der Erde“. So dichtet denn der Verfasser um die Flora der Mittelmeerländer eine vom Kreuze ausgehende Hymne und weiß aus Sagen und Mythen gar manches anschaulich zu schildern. Weniger vermögen die Zeichnungen anzusprechen, die aber vielleicht gerade charakteristisch sind für diesen unglücklichen Mystizismus, der in den Bahnen Rudolf Steiners weiterschreitend, sich im Glauben an

solche aesthetisch-magische Kreuzesvisionen verirrt und dabei den wahren Gehalt des Christentums — und ganz besonders des Kreuzes — völlig aus den Augen verliert. ak.

AKADEMISCHER SPORTVERBAND ZÜRICH

1. Weihnachtsferien.

Der ASVZ führt seine Trainings bis und mit dem 19. Dezember 1942 durch und nimmt seine Übungen am 4. Januar 1943 wieder auf.

2. Skifahren an den Wochenenden.

Über allfällige Sonntagsskitouren orientieren Anschläge des ASVZ in den Hochschulen und im Studentenheim.

3. Zürcher Skihochschulmeisterschaften.

Sie finden am 30. und 31. Januar 1943 in Braunwald statt und umfassen folgende Wettkämpfe:

Viererkombination für Herren in zwei Kategorien,

Abfahrt/Slalom für Damen,

Staffellauf für Mannschaften,

Mannschaftswettkampf Universität — ETH.

Anmeldeschluß: 20. Januar 1943 beim ASVZ (Zimmer 47a, ETH).

4. Schweiz. Skihochschulmeisterschaften.

Sie finden statt vom 12. bis 14. Februar 1943 in Wengen. Das genaue Programm folgt in der Januar-Nummer des „Zürcher Student“. Anschließend an die Schweiz. Skihochschulmeisterschaften wird im Jungfraugebiet eine Schweizerisch-akademische Skihochtouren-Woche durchgeführt.

5. Zürcher Hochschulwaldlauf.

Er wird am Dienstag, den 26. Januar 1943, um 12.30 Uhr, vom Sportplatz der SKA aus durchgeführt. Es erfolgen Einzel- und Mannschaftswertungen sowie Ausscheidungen für den Schweizerisch-akademischen Waldlauf in Genf.

6. Schweizerisch-akademischer Waldlauf.

Er findet am Samstag, den 20. Februar 1943 in Genf statt.

Über alle diese Veranstaltungen geben die wöchentlichen Mitteilungen des ASVZ weitere Auskünfte. Diese Mitteilungen erfolgen an den Sport-Anschlagbrettern der Universität, der ETH, des Studentenheimes und in der Hochschulturnhalle.

Redaktionsschluß: 10. Januar 1943. Zusendungen ohne Rückporto werden nicht beantwortet.

Zuschriften sind an den Redaktor des „Zürcher Student“: Arnold Künzli, cand. phil., Waffenplatzstraße 48, Zürich 2, Telephon 5 73 72, zu richten.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

Für den Inseratenteil verantwortlich:
Trottmann, Künstlergasse 15, Zürich 1.

Eine *Studiengeld-Versicherung*

hat manchem das Studium ermöglicht. Denken auch Sie an die Sicherung und Verankerung Ihrer Zukunft durch den rechtzeitigen Abschluß einer Lebensversicherung bei der bereits 75 Jahre bestehenden

BASLER Lebens-Versicherungs-Gesellschaft

R. JUNGLING und A. KINDLER

Generalagentur | Zürich, Bahnhofstr. 72, Telephon 3.66.20

Auch Unfall-, Haftpflicht- und Renten-Versicherungen

Kratedyn

gegen Ermüdungszustände
und zur
Steigerung der geistigen
und körperlichen Leistungs-
fähigkeit.

Studenten reiten nur mit der

A. R. S.

**akademischen Reit-Sektion in
der Reitanstalt Seefeld.**

Leitung:

Kav.-Major R. Bigler
Universitäts-Reitlehrer
Hufgasse 12

Spülen Sie den Mund mit

Borosmint

Herrlich erfrischendes, antiseptisches
Mundwasser. Nimmt den unange-
nehmen Mundgeruch und Raucher-
atem. Unentbehrlich zur Ausübung
einer modernen Mund- u. Zahnpflege.
Fl. à Fr. 2.— und 3.50.

Winkelried-Apotheke, Zürich
Dr. F. Nipkow

REPRODUKTIONEN

Fotogr. Vergrößerungen und Ver-
kleinerungen von Zeichnungen und
Plänen, Plandrucke

LICHTPAUSEN · FOTOKOPIEN

DISSERTATIONEN

in Offsetdruck, sehr preiswert

L. SPEICH

Zürich, Paradeplatz/Tiefenhöfe 9, Tel. 7 08 50

Inserate

*im „Zürcher Student“
haben stets guten Erfolg!*

Dinner fashionen

druckt fachmännisch und zu günstigen Konditionen
die Druck- und Verlagsanstalt

Calendaria AG. Immensee

Tel. 6.12.41

Vertreter jederzeit zu Diensten

Kollegienhefte, Ringbücher Schreib- und Zeichenartikel

kaufen Sie vorteilhaft

im altbekannten Spezialgeschäft

G. MOSER

ZÜRICH 1, Hirschengraben 3

Telephon 2 14 87 (Ecke Rämistr.)

HERREN Salon DAMEN

6 Plätze

3 Kabinen

Niederdorfstr. **74** (Nähe Central)

Studierende 20 % Rabatt auf
Servicepreise

Coiffeur Gut

Fachgeschäft für feinen Service

Gediegene
Schreibwaren?
dann zu **Türrer**
MÜNSTERHOF
ZÜRICH

A. Z. Herrn
(Zürich) Fräulein

**Tit. Zentralbibliothek, Predigerplatz
Zürich**



„Winterthur“ Lebensversicherungs-Gesellschaft

Instrumentarien und Materialien für Studierende der Zahnheilkunde

Instrumentenkasten Modell Prof. Dr. M. Spreng
für die Kurse der Zahnärztlichen Klinik und Klin.
Operationslehre, empfohlen von den Zahnärztli-
chen Universitäts-Instituten Zürich, Bern, Basel.

Vollständige Instrumentarien für Kronen- und
Brückenkurs, Goldarbeiten, Technik, Orthodontie

A. KOELLIKER & Co. A.G. ZÜRICH

BASEL

BERN

LAUSANNE

ST. GALLEN